

Karl Georg Zinn:  
 Wie Reichtum Armut schafft,  
 PapyRossa Verlag Köln 1998,  
 188 S. (28,00 DM)

Das Buch wird eingeleitet mit einem Zitat Gottfried Bombachs aus dem Jahre 1976, das da lautet: »Die Arbeitslosigkeit hat ihre Gestalt gewandelt, aber ihre Beseitigung bleibt ein Prüfstein für das Funktionieren unseres Systems« (S. 4). Aber, was für das System gilt, und damit für die Politik, gilt erst recht für die Theorie. Diese muß für das Problem der Arbeitslosigkeit eine Lösung anbieten, ein Konzept entwickeln; ansonsten versagt sie. Seit der Abwendung der herrschenden Wirtschaftstheorie von Keynes Anfang der siebziger Jahre ist genau dies zu beobachten. Zinn führt in seinem neuesten Buch vor, warum die neoklassische Wirtschaftstheorie angesichts der zunehmenden Arbeitslosigkeit versagt, welche theorie- und wirtschaftshistorischen Parallelen es hierfür gibt und welche Konsequenzen damit möglicherweise für die Wirtschaftspolitik und die gesellschaftliche Entwicklung verbunden sind. Argumentationsmuster, Kategorienverständnis und Diktion folgen dabei einem marxistisch-keynesianischen Paradigma. Insofern unterscheidet sich das vorliegende Buch grundlegend von anderen Arbeiten zu dieser Problematik.

Im ersten Teil behandelt der Autor die Arbeit als Grundlage einer jeden Gesellschaft. Anknüpfend an Adam Smith, David Ricardo und Karl Marx wird hier ganz in der Auffassung der Klassik wiedergegeben, was Arbeit ist, was Mehrarbeit und was Ausbeutung. Daran schließt sich eine an Arthur Schopenhauer orientierte Überlegung zur Ausbeutung an, die – Schopenhauer ist hier ein schönes Beispiel – zugleich den Bogen spannt zur modernen Geldwirtschaft mit ihren besonderen, von jeglicher Arbeit losgelösten Einkommens- und Reichtumsformen. Schließlich leitet Zinn den modernen Begriff der Arbeitslosigkeit als ein Problem nicht des Mangels, sondern des Überflusses ab, womit er Arbeitslosigkeit historisch und politikbezogen faßt und sie in Beziehung setzt zum Reichtum in der Gesellschaft und seiner Verteilung (vgl. S. 40). Arbeitslosigkeit, so seine These, ist nicht

eine Folge des technischen Fortschritts und schon gar nicht ein Naturgesetz, sondern die »äußere Erscheinung der verdeckten Fehlorganisation der Makroökonomie« (S. 26).

Die weitere Argumentation versteht sich dann als Anwendung der Keynesischen Theorie. Insbesondere betrifft dies die von der Nachfrageseite ausgehende Erklärung der gegenwärtigen Krise sowie die Charakterisierung derselben als Stagnationskrise (vgl. S. 54). Um dies unmißverständlich klarzustellen, betont Zinn auf Seite 84 noch einmal: »Wir halten uns hier ... nicht an die Dogmen der herrschenden Lehre, sondern an Keynes, Fourastie und andere Realisten der politischen Ökonomie.« Spricht aus diesen Worten ein neues Selbstbewußtsein alternativer ökonomischer Theorie?!

So weit, so gut – richtig interessant wird das Buch aber erst dort, wo der Autor den Versuch unternimmt, die gegenwärtige Situation in den Industrieländern mit der Lage in den Jahren unmittelbar vor der Weltwirtschaftskrise 1929/33 zu vergleichen. Dabei sieht er nicht nur in grundsätzlichen realökonomischen Tatbeständen wie der hohen Arbeitslosigkeit und dem ausbleibenden Wachstum Analogien, sondern auch in der Wirtschaftspolitik, nicht zuletzt gerade im Hinblick auf den Umgang mit der Arbeitslosigkeit. »Was faktisch stattfindet, ist eine globalisierte Deflationspolitik als Antwort auf das Stagnationsproblem, das als solches jedoch nicht erkannt bzw. geleugnet wird. Die Situation ähnelt in vielen Aspekten der Großen Depression der 1930er Jahre... Deshalb sind auch die sozialökonomischen und politischen Risiken heute nicht grundverschieden von damals« (S. 99). Den Schlüssel zur Erklärung liefert für ihn die Konsumsättigung zum einen und das Erstarken der Sparneigung zum anderen. Beides sind Folgen des steigenden Einkommens- und Wohlstandsniveaus unter den Bedingungen der kapitalistischen Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums. Mit dem Rückgang der Nachfragedynamik läßt die Investitionstätigkeit nach, schließlich wächst die Staatsverschuldung, was Einsparungen im Sozialbudget nach sich zieht, wodurch die Nachfrage weiter zurückgeht usw. Und das trotz steigender Produktivität und wachsender Potentiale. Das Wirtschaftssystem versagt offensichtlich »vor der Aufgabe, das historisch erreichte Wohlstands-

potential auch in realen gesellschaftlichen Wohlstand zu verwandeln. Eine Paradoxie, ein fundamentaler Widerspruch der Produktionsverhältnisse!« (S. 104).

Daran schließt sich eine kritische bis polemische Auseinandersetzung mit der neoklassischen Wirtschaftstheorie an, bei der es Zinn überzeugend gelingt, an Hand von Reformpositionen aus den Jahren vor 1933 die Parallelität sowohl der praktischen Problemlage wie auch der Denkweisen nachzuweisen. Aber erst die Herausarbeitung des Ideologiegehalts der vertretenen Positionen – damals wie heute – vermag zu erklären, warum es vor 1933 zu keiner Lösung kam, sondern zur Katastrophe; und warum heute die Reformbegeisterung so gering ist. »Das erstaunliche Phänomen«, schreibt Zinn im Vorwort, »daß die gegenwärtige Stagnationskrise schon vor mehr als einem halben Jahrhundert in ihrem Wesenskern prognostiziert wurde und daß auch wirtschaftspolitische Handlungsvorschläge umrissen wurden, daß aber davon bis heute von Politik und breiter Öffentlichkeit keine Kenntnis genommen wird, läßt sich nur als Ideologiefekt begreifen« (S. 7). Das gleiche gilt für die ungebrochene Popularität konservativer Vorstellungen wie zum Beispiel der von Ludwig von Mises aus dem Jahr 1931. Mises schrieb seinerzeit: »Die Arbeitslosigkeit als Dauer- und Massenerscheinung ist das Ergebnis der von den Gewerkschaften eingeschlagenen Politik, den Lohnsatz heraufzutreiben. Ohne Arbeitslosenunterstützung hätte diese Politik schon längst Schiffbruch erleiden müssen. Die Arbeitslosenunterstützung ist mithin nicht eine Maßnahme zur Linderung der durch die Arbeitslosigkeit hervorgerufenen Not... Sie ist im Gegenteil ein Glied in der Kette von Ursachen, die die Arbeitslosigkeit als Dauer- und Massenerscheinung erst schaffen« (zitiert nach Zinn: S. 152). Es hat ganz den Anschein, als ob manchem Politiker auch heute nichts anderes einfällt. Daß das so ist, hat etwas mit den Interessen zu tun, die hier vertreten werden. Daß es aber möglich ist, in völliger Verkehrung der Tatsachen, heute immer noch die gleichen Ansichten zu vertreten und damit Massenwirksamkeit zu erlangen, ist ein »Ideologieproblem«. Zinn widmet dieser Frage das vierte Kapitel seines Buches und man hätte sich noch mehr und vor

allem konkretere Ausführungen dazu gewünscht. Wie wichtig diese Frage ist, wird auf Seite 45 deutlich. Denn mit dem irrigen Satz, daß 1990 »Westwährung« an die ostdeutschen Haushalte als »Erstausstattung« (wie 1948) »verteilt« wurde, gerät der Autor selbst in eine Ideologie-Falle!

Das Fazit des Buches fällt ernüchternd aus: Zur Bewältigung der gegenwärtigen globalen Krise sind Reformen notwendig. Diese aber würden die Grenzen des Systems sprengen und werden daher nicht stattfinden. Die Krise bleibt uns also erhalten oder es kommt noch schlimmer, analog 1929/33.

ULRICH BUSCH

Hans-Georg Backhaus:  
Die Dialektik der Wertform.  
Untersuchungen zur Marxschen  
Ökonomiekritik,  
Ça ira-Verlag Freiburg i.Br. 1997,  
533 S. (48,00 DM)

Seit langem kursieren die dreiteiligen »Materialien zu Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie«, die von Hans-Georg Backhaus in den siebziger Jahren verfaßt wurden und in der Reihe »Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie« erschienen sind, – weil vergriffen und unabdingbar für ein kritisches »Kapital«-Studium – nur als Kopie. Auf Drängen von Freunden und des Verlages hat sich der »Entdecker« der unterschiedlichen Marxschen Fassungen der Wertform nun endlich entschlossen, seine Texte neu zu veröffentlichen. Zugleich wurden die »Materialien« durch die bisher unveröffentlichte vierte Studie ergänzt.

Den Band eröffnet Backhaus' erste Arbeit »Zur Dialektik der Wertform«. Sie verdankt ihre Entstehung der geistigen und politischen Atmosphäre an den westdeutschen Universitäten Mitte der sechziger Jahre. Der Autor besuchte Vorlesungen von Theodor W. Adorno in Frankfurt/M. und erhielt den Anstoß für seine Marx-Studien, mit denen man sich auch in einem privaten Arbeitskreis u.a. mit Walter Euchner, Helmut Reichelt und Dieter Senghaas beschäftigte. Das Referat wurde 1968 von Backhaus als Diplomarbeit abgeschlos-

sen und Teile daraus in den »Beiträgen zur marxistischen Erkenntnistheorie« von Alfred Schmidt veröffentlicht. Es war also nicht nur der Zufall – Backhaus bekam ein Exemplar der Erstausgabe des »Kapital« von 1867 in die Hände –, der ihn zur Lektüre brachte. Es mögen darüber hinaus die theoriegeschichtlich wichtigen Bücher von Roman Rosdolsky, Witali Wygodski und Walter Tuchscheerer dazu beigetragen haben.

An dieser Stelle soll eine persönliche Reflexion erlaubt sein. Backhaus lernte ich im Juni 1989 auf der 3. Sitzung der AG Marx-Engels-Forschung des IMSF in Frankfurt/M. kennen. Abends zeigte er dem DDR'ler die Stätten seiner »Revolution«, das Philosophen-Café Laumer, die Frankfurter Innenstadt. Das Wissen aus der Edition des »Kapital« in der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA2 II/5-10) erbrachte schnell »Aufgeschlossenheit« auf beiden Seiten. Auch waren die Meinungen hinsichtlich der Interpretation der Werttheorie zwar unterschiedlich, aber nicht trennend kontrovers. Obwohl aus einer anderen theoretischen Schule, kannte ich Backhaus' »Materialien«. Sie gehörten selbst im fernen Moskau Mitte der siebziger Jahre zur Pflichtlektüre im Seminar von W. P. Schkredow (vgl. Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1997). So gab es hinsichtlich der Interpretation des Gegenstandes des I. Abschnitts »Ware und Geld« im »Kapital« – Marx untersucht die *einfache Warenzirkulation* und nicht die *einfache Warenproduktion* – keine Meinungsverschiedenheit (S. 11).

Einen zweiten Teil des vorliegenden Bandes bilden die Aufsätze aus den achtziger Jahren über den Marxschen Kritikbegriff. Hierzu sind vor allem zu nennen: »Zur Marxschen ›Revolutionierung‹ der ›Kritik‹ der Ökonomie« (Mehrwert 25/1884), »Zum Problem des Geldes als Konstituens oder Apriori der ökonomischen Gegenständigkeit« (Probleme des Klassenkampfes, 16/1986). Aufgenommen wurden auch Beiträge, die von Backhaus zunächst in Sitzungen der genannten AG Marx-Engels-Forschung vorgetragen wurden (z.B. »Zum Kritikpotential der Marxschen Kategorialanalyse«, in: Schriften der Marx-Engels-Stiftung 13, 1989). Als Erstveröffentlichungen werden abschließend der Aufsatz »Zur logischen Misere der Nationalökono-

mie« (der an seine jüngst in den MEGA-Studien, 1994/2 und den Beiträgen zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1995 gemeinsam mit Reichelt veröffentlichten Arbeiten anknüpft) und die Mitschrift von 1962 aus dem Adorno-Seminar über Marx und die Grundbegriffe der soziologischen Theorie präsentiert.

Das Verdienst von Backhaus besteht vor allem darin, neue Einsichten für Marx' Analyse der Wertform und des Fetischismus theoriekritisch formuliert zu haben. Ihn interessiert das Konstitutionsproblem, der gesellschaftstheoretische Ansatz, um die Totalität zu begreifen. Schlüsselprobleme für Backhaus sind die genetische Untersuchung der Wertformanalyse in der ersten und zweiten deutschen Auflage des »Kapital« und der Fetischcharakter der ökonomischen Kategorien Waren, Geld und Kapital. So folgt er der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie als primär einer Kritik des Realsystems der Kategorien, einer Kritik der Kategorie als »verdrehte Form«. Die Aufsätze von Backhaus nehmen in der Literatur über Marx' Werttheorie einen unübersehbaren Platz ein.

In seiner 30seitigen Einführung resümiert der Autor einige wissenschaftlich-politische Prämissen seiner Beschäftigung mit Marx. Er kann sich wohl darauf berufen, daß der wissenschaftliche Diskurs über Marx mit dem »Zusammenbruch des theoretischen und realen ›Marxismus-Leninismus‹« nicht gegenstandslos geworden ist. Beschwörungen, Marx sei tot, beherrschen bestenfalls die politische Tagespresse. Der Rückblick auf den Marxismus-Leninismus fällt vielleicht etwas zu einseitig aus: »Auch im orthodoxen Marxismus (nicht nur) sowjetischer Machart wurden die Kernsätze der Werttheorie bis heute ignoriert und kollektiv beschwiegen« (S. 17). Sicherlich kann eine Anzahl von Beispielen dafür angeführt werden, und ich sehe auch keinen Grund, manches Lehrbuch der politischen Ökonomie zu verteidigen, jedoch begann mit Erscheinen der ersten MEGA2-Bände der II. Abteilung »Das Kapital« und Vorarbeiten eine Diskussion (von der freilich Backhaus, wie andere westliche Marxisten, ausgeschlossen wurde), in der sich MEGA-Editoren, wie Wolfgang Jahn in der DDR und Witali Wygodski in der UdSSR für eine historisch-genetische Betrachtung der Marxschen

Wert- und Mehrwerttheorie eingesetzt haben.

Backhaus meint, daß Marx die »authentische Gestalt« seiner Werttheorie in den »short outlines« im Brief an Engels vom 2. April 1858 dargelegt habe (es handelt sich dabei um den berühmten 6-Bücher-Plan, vgl. MEW 29, S. 312-318). Nach Erscheinen des ersten Hefes von »Zur Kritik der politischen Ökonomie« (1859) teilte Marx seinem Freund am 9. Dezember 1861 mit, daß die Fortsetzung »viel populärer und die Methode viel mehr versteckt« sein wird (MEW 30, S. 207). Daraus folgert Backhaus, daß damit der Prozeß der »Popularisierung« (Max Horkheimer sprach von »Verwässerung«) der ökonomischen Theorie begonnen habe, der sich in den verschiedenen Auflagen des ersten Bandes des »Kapital« niederschlug.

So behauptet Backhaus: »Im *Kapital* wurde denn auch kaum noch ‚entwickelt‘, sondern ›kondensiert‹, nämlich die Resultate einer anderswo, d.h. im *Rohentwurf* fragmentarisch durchgeführten ›Entwicklung‹ der Kategorien« (S. 17/18). In der Marx-Engels-Forschung der DDR gab es seinerzeit eine breite Debatte über den Zusammenhang von Forschungs- und Darstellungsmethode (vor allem in den von der Martin-Luther-Universität herausgegebenen Arbeitsblättern zur Marx-Engels-Forschung, insgesamt 23 Hefte von 1976 bis 1988). Das »Kapital« wurde durch eine immense Forschungsarbeit von Marx vorbereitet. Das belegen die überlieferten Exzerpthefte und Notizbücher, in denen sich Marx umfangreiche Auszüge aus der Literatur unterschiedlicher Wissenschaftsgebiete anlegte. Marx beabsichtigte einerseits, daß sein Werk in der Wissenschaft Anerkennung findet und andererseits, daß es zu einer »Waffe im Klassenkampf« werden sollte. Um letzteres zu erreichen, mußte es auch in der Arbeiterbewegung ankommen, ein Anspruch, der nur schwer einzulösen war (man bedenke nur den Bildungsstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts).

Mit der Edition des ersten Bandes des »Kapital« in der MEGA wird erstmals die Entwicklungsgeschichte der vier deutschen Auflagen und der französischen und englischen Ausgaben im Zeitraum von 1867 bis 1890 dargestellt. Dies erforderte die Feststellung, Analyse und Bewertung der Textveränderungen sowie die Aufdeckung der Ursachen für diese Textänderungen (vgl. UTOPIE

kreativ, Nr. 61, (November 1995), S. 14-24). Die vielfältigen Veränderungen, die im Laufe von über 20 Jahren am Text des ersten Bandes des »Kapital« vorgenommen wurden, aber von Ausnahmen abgesehen kaum erforscht waren, belegen, daß Marx' ökonomische Theorie einen Entwicklungsprozeß abbildet. Davon zeugt nicht zuletzt seine ursprüngliche Absicht, »den Text des ersten Bandes großentheils umzuarbeiten, manche theoretischen Punkte schärfer zu fassen, neue einzufügen, das geschichtliche und statistische Material bis auf die neueste Zeit zu ergänzen« (MEGA II/8, S. 57).

In der MEGA-Edition wurde nachgewiesen, welche Faktoren Einfluß auf die Text- und Theorieentwicklung nahmen. An erster Stelle ist Marx' kritische Haltung zu den eigenen Forschungsergebnissen und ihrer Darstellung zu nennen. Die daraus resultierende Überarbeitung einzelner Abschnitte bzw. Kapitel sowie die Verbesserung der Gliederung seines Werkes zielte u. a. darauf ab, die Rezeption der Theorie zu fördern. Zudem wahrte Marx die Kontinuität im Forschungsprozeß. Er verfolgte die Literatur, studierte Arbeiten, die er in der ersten Auflage noch nicht berücksichtigt hatte, wertete neues empirisches Material aus, untersuchte neue Erscheinungen in der Entwicklung des Kapitalismus.

Einige Textänderungen waren durch »innertheoretische« Ursachen bedingt wie z.B. die innere Geschlossenheit der Theorie. Einflüsse auf die Theorieentwicklung sind auch von der Wirkungsgeschichte seines Werkes ausgegangen; wie überhaupt ein enger Zusammenhang zwischen Entwicklungs- und Wirkungsgeschichte existiert, beide beeinflussen sich wechselseitig. Die offene und versteckte Kritik von Vertretern der bürgerlichen politischen Ökonomie und des kleinbürgerlichen Sozialismus nahm Marx durchaus ernst. Sie vermittelte ihm Denkanstöße für die Überarbeitung. Das gilt augenscheinlich für die Behauptung einer Identität zwischen der Marxschen und der Hegelschen dialektischen Methode, wie sie z.B. von Eugen Dühring und Friedrich Albert Lange erhoben wurde. Der Bedeutsamkeit wegen hielt es Marx für angebracht, im Nachwort zur 2. Auflage darauf einzugehen. Die auf diese Weise stimulierten Textänderungen zielten letzten Endes darauf ab, die weltanschaulichen, theoretischen und politischen Unterschiede der Marx-

schen zur bürgerlichen politischen Ökonomie deutlicher hervortreten zu lassen.

Die Textänderungen reichen von der Präzisierung und Bereicherung einzelner Aussagen bzw. Begriffe bis zur Weiterentwicklung bestimmter Theorieelemente. Sie umfassen also sowohl die theoretische als auch die empirische Aussageebene. Der Begriff Weiterentwicklung, der sich auf die theoretische Aussageebene bezieht, wurde benutzt, um qualitative Fortschritte im Theoriebildungsprozeß zu erfassen. Bereicherung zielt vor allem auf quantitative Prozesse im Sinne von Anreicherung und Vermehrung des Vorhandenen. Er wurde auf die empirische und theoretische Aussageebene angewendet. Insgesamt erwies sich die in den MEGA-Bänden II/6-II/10 getroffene Unterscheidung zwischen theorie-relevanten Veränderungen und solchen, die auf eine verbesserte Darstellung und damit auf eine erhöhte Wirkung bei den Lesern zielten, als nützlich. Sie wirkte den Versuchen entgegen, in jedem Texteingriff eine Weiterentwicklung der Theorie zu erblicken.

Das »Kapital« konnte Marx nicht vollenden, nach 1875 wandte er sich u.a. auch den Naturwissenschaften und der russischen Geschichte zu, außerdem verstärkten sich Krankheiten, die seine Arbeitsfähigkeit einschränkten. Vieles von Marx' Forschungsarbeit wurde im Marxismus-Leninismus später bewusst vernachlässigt. Wenn bereits Engels mit der Herausgabe von Manuskripten zum zweiten und dritten Band den Eindruck erweckte, Marx habe ein vollendetes Werk hinterlassen, wurde dies spätestens mit der Volksausgabe aller drei Bände des »Kapital« des Moskauer Marx-Engels-Instituts 1932/33 für Jahrzehnte festgeschrieben.

Mit diesem »Verstecken der Methode« sei ebenso verbunden, so Backhaus, daß Engels Marx' Darstellung im ersten Abschnitt des ersten Bandes fälschlich als historische Vorstufe des Kapitalismus, als »einfache Warenproduktion« interpretiert, während Marx die einfache Zirkulation an der »Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft« (2. April 1858) behandelt habe. Dieses Mißverständnis zwischen beiden trug nicht nur zur Behauptung des Widerspruchs zwischen erstem und drittem Band des »Kapital« durch Böhm-Bawerk bei. So wurde der dritte Band häufig als Eingeständnis von Marx' theoretischem Schei-

tern interpretiert. Dieser Konsequenz aus seiner Fragestellung aus dem Vorwort zum zweiten Band war sich Engels offenbar nicht bewußt. Mit seiner Deutung der [einfachen Warenproduktion] im Vorwort zum dritten Band verdeutlichen sich seine Schwierigkeiten, die Widerspruchsfreiheit beider Theorien nachzuweisen. So gehören auch die Passagen im dritten Band, in denen der Ausgleich der Profite zum Durchschnittsprofit und der Werte zu Produktionspreisen behandelt werden, zu den editionstechnisch problematischen.

Einige der Kernsätze der Werttheorie wurden im Marxismus-Leninismus nicht angesprochen. Diskussionsansätze Ende der siebziger Jahre in der DDR (Peter Ruben, Hans Wagner) wurden erstickt. Eine systematische Diskussion, und hier ist Backhaus durchaus zuzustimmen und das zeigt die gegenwärtige Debatte über die Unterschiede zwischen Marx' Manuskript (MEGA2 II/4.2) und Engels' Druckfassung des 3. Buches des »Kapital« (MEW 25), hätte nicht nur die unterschiedlichen Auffassungen der beiden Freunde hinsichtlich der »dialektischen Entwicklungsmethode« zutage fördern müssen, sondern auch den fragmentarischen Charakter der Kritik der politischen Ökonomie, da Marx nur einen Teil seines ursprünglichen Projekts zu realisieren vermochte. Die Veröffentlichung des gesamten handschriftlichen Nachlasses von Marx und Engels in einer gemeinsamen Gesamtausgabe, ein editorisches Verfahren, das von Backhaus bezweifelt wird (MEGA-Studien, 1994/2, S. 103), wird jedoch zu neuen Sichtweisen führen und dazu beitragen können, daß die »weißen Flecken« schrittweise erschlossen werden.

ROLF HECKER

Stefan Wolle: Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971-1989, Ch. Links Verlag Berlin 1998, 423 S. (39,80 DM)

Matthias Judt (Hg.): DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse. Reihe: Forschungen zur DDR-Gesellschaft, Ch. Links Verlag Berlin 1997, 639 S. (48,00 DM)

Das Schreiben der Geschichte des Realsozialismus, also auch das der DDR – oder gerade der Geschichte dieses in einem einheitlichen Staat aufgegangenen Gebildes – bewegt sich auch fast zehn Jahre nach ihrer Beendigung oft auf einem schmalen Grat zwischen Verdammung und Verklärung. Die hier zu besprechende politische Alltagsgeschichte von Wolle hat diese Grat-Wanderung sicher nicht bestanden, sondern bedient mehr oder weniger den Zeitgeist der neuen »Sieger der Geschichte«, aber auch den – angesichts der nicht zu verleugnenden DDR-Herkunft – nur unvollkommen.

W., seit der Wende ambitionierter neu-ostdeutscher Historiker und unerbittlicher Kritiker der untergegangenen DDR-Historiographie wie der Versuche anderer ostdeutscher Kollegen, ihre früheren Erkenntnisschranken zu überwinden, legt ein materialreiches, über weite Passagen sehr lesbares Buch vor. Es weckt Erinnerungen an eine untergegangene Gesellschaft – gute und weniger gute. Und doch, das Mißbehagen stellt sich alsbald ein, denn die vielen interessanten Fakten – die meistens stimmig und oft bemerkenswert recherchiert sind – wirken merkwürdig gebrochen. Es ist Alltagsgeschichtsschreibung in politischer Absicht, oft gewürzt mit Anekdoten – und doch entsteht der Eindruck, daß W. die politische Verhürung der DDR-Klio nur unter anderen, entgegengesetzten Vorzeichen fortsetzt. Wenn, ja wenn ihm nicht gerade das eigene bessere Wissen in die Quere kommt und er sich in Widersprüchen verfängt. Das macht das Buch lesenswert, aber eben auch angreifbar.

Schon im Klappentext zitiert sich W. mit einem Arbeitsgrundsatz vorweg, der diesen merkwürdigen Eindruck methodisch einsichtig macht: »Ebenso wie der Karikaturist und der Humorist wählt der Historiker aus der Materialfülle die Beispiele aus, die ihm besonders typisch oder bedeutsam erscheinen. Denn dem Wesenskern der Dinge – so wie er ihn sieht – nähert er sich nicht durch den statistischen Mittelwert. Ausgewogenheit und Proporz sind nicht das Ziel der Übung. Erst der Brennspiegel der Grotteske verzerrt die Dinge zur Kenntlichkeit.« (W/S. 23) Früher hätten wir das – und Wolle würde es in seiner Kritik gegen die DDR-Historiker als verwerflich brandmarken – mit dem Begriff Parteilichkeit bezeichnet.

Die Ideologisierung der DDR-Geschichte von einem – im Sinne der Eppelmann-Kommission politisch korrekten Verständnis der DDR als »lebenslänglichem Knast« bestimmt W.s Herangehensweise. Für ihn ist die DDR keine andere Möglichkeit deutscher Geschichte, kein Versuch einer menschlicheren Gesellschaft gewesen, eher ein Irrweg deutscher Geschichte und linker Utopisten, auf den viele reingefallen sind.

Bezeichnend ist in diesem Kontext – in sichtbarem Bemühen, die oft andersartigen Erfahrungen der DDR-Bürger »positiv« aufzuheben –, daß er diesen unterstellt, selbst augenscheinlich masochistisch veranlagt gewesen zu sein. Einerseits bescheinigt er diesem Staat, daß er wie jedes totalitäre System »nur ein Prinzip: das Recht des Stärkeren« gekannt habe (W/S.123). Gleichzeitig beklagt er »ein(en) irrationale(n) Rest, ein im Menschen offenbar tief verwurzeltes Streben nach Einklang mit den Herrschenden, eine Freude an der Unterwerfung, gerade wenn sie mit Demütigung verbunden ist« (W/S. 121). Denn die DDR-Bürger haben die Herrschaft über sich akzeptiert, ja mitgetragen. Und sie haben diesen Staat, der für ihn nur eine Inszenierung, ein Staat, dessen »geeigneter Nationalheiliger« Fürst Potjomkin mit seinen Dörfern und Attrappen sei, mit erbaut. Zu allem Überdruß gehörten sie zu seiner »nahezu unbegrenzten Komparserie« (W/S. 163). Es geht in dieser Kritik an W. nicht um richtig erinnerte Fakten und Verhaltensweisen, die auch den DDR-freundlichen Leser bitter aufstoßen lassen müssen. Es stört aber der unter entgegengesetzten Vorzeichen wiedergeborene Absolutheitsanspruch, mit dem W. selbstgerecht seine Etiketten aufklebt. In seiner Lesart wird das normale Verhalten der DDR-Bürger, ihr Engagement für ihren Job und in gesellschaftlichen Organisationen, für ihre Ideale, damit auch für den Staat und die ihn regierende Partei zu einem diesen Menschen vorzuwerfenden Verhalten. Sie hätten – wie schon immer (?) W. (der zwar aufmüßig war und Brüche in seiner DDR-Biographie aufzuweisen hat, aber doch sein Auskommen an der DDR-Akademie der Wissenschaften fand) – weit früher opponieren sollen und ihre Führer zum Teufel schicken müssen.

In diesem Kontext ist auch die Herausstellung des Begriffs »Sicherheit« als ein in W.s

Verständnis zentraler Begriff der DDR bemerkenswert (W/S. 126). »Soziale Sicherheit« und »Staatssicherheit« wurden für W. in der DDR synonym verwandt. Die Konsequenz ist, daß mit der berechtigten Ablehnung des Sicherheitskultes der Staatssicherheit auch die andere Seite der Medaille – wenn sie es denn wirklich war – in Verruf kommt. Nostalgie, d.h. positiv besetzte Erinnerung an die DDR wird so zu einem Greuel. Erst recht, wenn gar ehemalige DDR-Oppositionelle sich positiv auf DDR meinen beziehen zu können. Daß soziale Sicherheit – Arbeit und Bildung für alle, ein breites Kultur-, Gesundheits- und Sportangebot für das Volk in seiner widersprüchlichen Einheit von Realisierung tief verwurzelter sozialistischer Ideale, Unmöglichkeiten einer Mangelwirtschaft, ökonomischer Ineffizienz, obrigkeitstaatlicher Gewährung und machtpolitischer Instrumentalisierung – zu den bleibenden Erfahrungen eines Realsozialismus gehören, daß vermag W. nicht zu akzeptieren.

Denn mit dem sozialistischen Versuch und Anspruch hat W. sichtbar wenig am Hut, auch wenn er nicht umhinkommt, die sozialen Leistungen – in ihrer Ambivalenz und ihrer wirtschaftlichen ruinösen Wirkung – herauszustellen. Demzufolge hält sich seine Sympathie für all diejenigen, die einen besseren Sozialismus wollten – als an die sozialistische Ideen glaubende Parteimitglieder oder Parteilose – aber auch für die DDR-Oppositionellen in Grenzen. Findet sich für »nicht wenige Mitglieder« der Blockparteien noch der Trost, daß sie »sich ehrlich bemühten, der Gesellschaft ihr Bestes zu geben« (W/S. 111), so können SED-Mitglieder mit einer solchen Absolution nicht rechnen. Die Antikommunisten hatten sowieso das Land in Richtung Westen verlassen. Die Beschreibung der im Lande verbliebenen Opposition – durchaus breit angelegt – fällt letztlich fragwürdig aus. Für W. war das Resultat dieser Opposition ebenso bedeutend wie entlarvend: »1989 fand der Aufstand der Träumer und Romantiker statt.« (W/S. 335) Wenn W. zwar zugibt, daß die SED schließlich kein monolithischer Block war und innere Widersprüche ihren und der DDR Untergang 1989 beschleunigten, so bleiben doch kaum positive Wertungen für die Reformkräfte in der SED übrig. So wird das

Sozialismusprojekt der Humboldt-Universität quasi zum Stasiwerk abqualifiziert, als ein »klägliches und halbherziges« Papier (W/S. 340). Aber das muß nicht wundern, denn auch die inhaltlichen Positionen anderer demokratisch-sozialistischer Oppositioneller bleiben merkwürdig unterbelichtet, obwohl ihre Reputation umfassend, ja genüßlich dargestellt wird – Havemann und Bahro stehen stellvertretend dafür. »Dritte Wege« sind W.s Ding offensichtlich nicht, für sie wird des Historikers Blick wieder einäugig und alternativlos.

Da ist die Auswahl der Honecker-Ära als Gegenstand von W.s Studie verständlich. Mit den sechziger Jahren, von »vielen ehemaligen DDR-Bürgern ..., wenn nicht gerade als ›goldenes‹ Zeitalter, so doch als ein Abschnitt des Aufbruchs, des Neubeginns und vieler Hoffnungen« angesehen (W/S. 28), hat er seine Schwierigkeiten. Er begriff die damaligen Reformen nur als eine »partielle Modernisierung« »einer im innersten Wesen antimodernen Gesellschaftsstruktur« (W/S. 31). Da wird denn generell die Modernisierungsmöglichkeit des Realsozialismus bezweifelt, nicht die Widersprüchlichkeit der Situation und der Akteure gesehen. Nur von Hexenjagd auf Intellektuelle im Kontext der Prager Reformen wird gesprochen, nicht von den Chancen, die vertan wurden.

Die DDR-Gesellschaft der Honecker-Zeit erscheint zudem in einem seltsamen Vakuum zu gedeihen und zu vermodern. Die Sowjetunion sichert mit ihren Bajonetten die Machtkonstellation und gleichzeitig wird wenig über deren reale Einflüsse reflektiert. Gar verfängt sich W. in die anderweitig längst widerlegte Legende, daß der Sturz Ulbrichts eher mit dessen »Alter und Gesundheitszustand« erklärbar wäre (W/S. 36). Die andere Seltsamkeit der Betrachtung ist das für derartige tendenziöse Geschichtsbetrachtung typische Ausklammern der Altbundesrepublik als alter ego der DDR mit ihren Einwirkungen, ihrem tatsächlichen oder vermeintlichen Bedrohungspotential, ihren wirtschaftlichen und sozialen Herausforderungen – sie wirkten auf die Obrigkeit wie auf die normalen DDR-Bürger. Die Existenz einer kapitalistischen, deutschsprachigen Gesellschaft vor der Haustüre und mit ständiger elektronischer Präsenz, begründete nicht zuletzt die Furcht vor Reformen nicht nur in der Politbürospitze. Die vor-

handenen bitter erworbenen Erfahrungen schienen ihnen recht zu geben.

Was mit der DDR untergegangen war, das ist für W. eine totalitäre Diktatur. Allerdings, wohl nicht zu Unrecht vergleicht er deren Untergang mit anderen historischen Brüchen. »Wie im vorrevolutionären Frankreich bewirkte der allzulange währende Stillstand auch in der DDR eine Art historischen Problemstau ... Der DDR-Sozialismus ist nicht an seinen Fehlern, sondern an seiner Vollendung gescheitert.« (W/S. 342)

Das könnte der Dokumentenband von Judt mit seiner Materialfülle eigentlich untermauern. Von Struktur und Aufmachung angelegt als potentielle Handreichung für die »massenpolitische Arbeit« in Schule und Studium oder im Parteilehrjahr der etablierten Parteien (wenn es denn solches geben sollte), dürfte er gute Chancen haben, von den einschlägigen Zentralen für politische Bildung in den lieferbaren Kanon der Bücher aufgenommen zu werden. Damit aber wäre der breite Zugang für die Desorientierung der historisch Interessierten vorprogrammiert.

Was als solide Dokumentenedition daher kommt, ist auf den ersten Blick problematisch, weil zunächst einfach fachlich unsolide gearbeitet. Kein ordentliches Gesamtverzeichnis der Dokumente, kaum Neuentdeckungen, alles bruchstückhaft (wohl kein Dokument in voller Länge), vor allem kein wissenschaftlicher Apparat, der unbedingt notwendig ist. Denn blanko Dokumentenabdrucke sind mehr und mehr aussageschwach, ja mißverständlich. Schon die derzeitige Studentengeneration, selbst aus Ostdeutschland, kann mit Begrifflichkeiten, gar mit Worthülsen und Denkstrukturen des untergegangenen Systems kaum etwas anfangen.

Es gibt acht spezielle Abschnitte zu Partei, Staat und »Bündnispartner«; »Trabi-Wirtschaft«; Gesellschaft der DDR; Bildung und Wissenschaft; Kultur und Medien; Kirchenpolitik; äußere und innere Sicherheit; Deutschland- und Außenpolitik. Leider versäumen die meisten Einleitungen, die dann tatsächlich vorgestellten Dokumente wirklich einzuordnen. Da gibt es manch lesenswerte Materialien, wie Nachwende-Interviews oder die Sammlung von Anekdoten, manch Alltagsdokument läßt Erinnerungen aufkommen. Sie stehen unvermittelt zwischen Grundsatzdokumenten der SED und Statistiken. Da gibt es Ereignisse wie den 17. Juni 1953, die etwa in den Dokumenten der Politik-

oder Wirtschaftsteile überhaupt nicht beleuchtet werden. Genausowenig wird auf die sowjetischen Entscheidungen für den Neuen Kurs von Anfang Juni 1953 verwiesen. Da gibt es herzzerreißende Briefe aus einem Lager des »Dienstes für Deutschland« von 1952, ohne daß über dieses Thema und diese Organisation auch nur reflektiert wird. Da gehen Begrifflichkeiten für Parteistrukturen durcheinander, Namen werden falsch geschrieben und die Sicherheitsstrukturen blähen ins Gewaltige. Friedens- und Kriegsstrukturen werden miteinander verwoben, so daß auf einmal schon drei Armeekorps existieren. Die HGL (Hausgemeinschaftsleitung) wird zum festen Bestandteil des Sicherheitssystems, weil nur dort erwähnt und so war sie offensichtlich etwas besonders Tückisches.

Noch ein anderer Mangel. Während im Dokumententeil das letzte Jahr der DDR 1989/ 1990 wenig Beachtung findet, fallen im entsprechenden Abschnitt der Chronik viele Lücken und damit tendenziöse Darstellungen auf. Da wird Kohl am 19./20.12.1989 bei seinem Dresden-Besuch mit Jubel begrüßt, der Zweck seiner Reise bleibt ausgespart. Dafür fehlten auch die Reisen von Modrow Ende Januar 1990 zu Gorbatschow (allerdings auch die von Kohl) und der Bonn-Besuch der Modrow-Regierung im Februar. Der Runde Tisch wird nur hinsichtlich seiner ersten und letzten Sitzung erwähnt.

Judt hat für seine Arbeit wohl recht, wenn er angesichts der heute umfassend möglichen Archivarbeiten zur DDR davon ausgeht, daß die so gewonnenen »neuen Erkenntnisse ... das Bild von ihm (de[m] ›ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden‹) zweifellos verschlechtert« haben. (J/S. 10) Das liegt möglicherweise allerdings vor allem an der Art und Weise, wie Historiker und Publizisten mit dem Material umgehen. Die Auswahl der Dokumente im vorliegenden Band belegt das. Denn eine realistische Sicht auf die DDR, die deren Schwächen, Fehler und Verbrechen ebenso transparent macht wie die gewollten sozialen Leistungen, die zeitweise erhebliche Akzeptanz der realsozialistischen Politik in der Bevölkerung, die angestrengte Arbeit, um diesen Staat und seine Wirtschaft über lange Jahre leistungsfähig zu erhalten, leistet mehr als Verdammung oder Verklärung.

STEFAN BOLLINGER